

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 39 (1935-1936)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Maria Chapdelaine : Roman. Teil 8-9  
**Autor:** Hémon, Louis  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665624>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 15. Dezember 1935

Heft 6

## Advent.

Ich klopfe an zum heiligen Advent  
Und stehe vor der Tür!  
O selig, wer des Hirten Stimme kennt  
Und eilt und öffnet mir.

Ich werde Nachtmahl mit ihm halten,  
Ihm Gnade spenden, Licht entfalten,  
Der ganze Himmel wird ihm aufgetan,  
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, da draußen ist's so kalt  
In dieser Winterzeit;  
Von Eise starrt der finstre Tannenwald,  
Die Welt ist eingeschneit;  
Auch Menschenherzen sind gefroren,  
Ich stehe vor verschloßenen Toren,  
Wo ist ein Herz, den Heiland zu empfangen?  
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, der Abend ist so traut,  
So stille nah und fern,  
Die Erde schläft, vom Himmel schaut  
Der lichte Abendstern;

In solchen heiligen Dämmerstunden  
Hat manches Herz mich schon gefunden;  
O denk, wie Nikodemus einst getan:  
Ich klopfe an.

Ich klopfe an; sprich nicht: es ist der Wind,  
Er rauscht im dürren Laub; —  
Dein Heiland ist's, dein Herr, dein Gott, mein Kind,  
O stelle dich nicht taub!

Jetzt komm ich noch im sanften Sausen,  
Doch bald vielleicht im Sturmesbrausen,  
O glaub, es ist kein eitler Kinderwahn:  
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, jetzt bin ich noch dein Gast  
Und steh vor deiner Tür.  
Einst, Seele, wenn du hier kein Haus mehr hast,  
Dann klopfeft du bei mir;  
Wer hier getan nach meinem Worte,  
Dem öffn' ich dort die Friedenspforte,  
Wer mich verstieß, dem wird nicht aufgetan;  
Ich klopfe an.

Karl Gerol.

## Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Fortsetzung.)

### VIII

Am einem Oktobermorgen sah Maria beim Aufstehen den ersten Schnee in dichten trägen Flocken vom Himmel rieseln. Der Boden war weiß, die Bäume verzaubert, und es schien wirklich, als ob der Herbst vorüber wäre zu einer Zeit, wo er anderswo erst anfängt.

Aber Edwige Légaré sagte mit schulmeisterlicher Miene:

„Nach dem ersten Schnee hat man noch einen Monat bis zum richtigen Winter. Das habe ich immer die alten Leute sagen hören, und das ist auch meine Meinung.“

Und er hatte recht, denn zwei Tage später



taute ein Regen den Schnee wieder fort, und die braune Erde kam wieder zum Vorschein. Immerhin war die Warnung nicht umsonst gekommen, und man fing mit den Vorbereitungen an, den jährlichen Vorbereitungen zum Schutze gegen die große Kälte und das Einschneien.

Mit Sand und Erde dichteten Esdras und Da'Bé sorgfältig alle Ritzen unten am Haus und schütteten rings um den Sockel einen kleinen Wall auf. Die andern Männer bewaffneten sich mit Hammer und Nägeln und zogen auch um das ganze Haus herum, um hier etwas festzuschlagen, dort ein Loch zuzustopfen und alle Schäden, die im Laufe des Jahres entstanden waren, so gut sie konnten zu heilen. Drinnen im Haus stopften die Frauen Lumpen in die Ritzen, beklebten die nach Nordosten liegende Wand mit alten Zeitungen, die sie aus dem Dorf mitgebracht und sorgfältig aufgehoben hatten, und fuhrten mit den Händen in alle Winkel und Ecken, um herauszufinden, wo es etwa noch zöge.

Nachdem diese Arbeiten erledigt waren, mußte noch der Holzvorrat für den Winter herbeigeschafft werden. Jenseits der umfriedigten Felder, am Waldessaum, gab es noch einen Haufen von trockenen Baumstümpfen. Esdras und Légaré nahmen ihre Äxt und arbeiteten drei Tage wie toll darauf los. Dann wurden die Klöße zu Haufen aufgeschichtet, und man wartete einen neuen Schneefall ab, um sie mit dem großen Holzschlitten heimschaffen zu können.

Den ganzen Oktober hindurch wechselten Frost- und Regentage miteinander ab, während die Färbung des Waldes immer wunderbarer wurde. Fünfhundert Schritte von Chapdelaines Haus fiel die Böschung des Pérignonlaufers jäh ab in das reißende Wasser mit den großen Steinblöcken, die vor dem Wasserfall kamen, und auf der andern Seite des Stromes stieg das Ufer von den Felsen bis zu den höchsten Hügeln amphitheatralisch an, aber wie ein Amphitheater, das sich nach Norden hin endlos verlängerte. Aus dem Laub der Birken, der Zitterpappeln, der Erlen und der Vogelkirschen, die über die Hänge verstreut waren, machte der Oktober leuchtende gelbe und rote Flecke in tausend Schattierungen. Ein paar Wochen lang wirkten das Braun des Mooses und das immer gleiche Grün der Tannen und Zypressen nur noch als Hintergrund für die wunderbaren Farben dieser andern Vegetation, die mit jedem Frühling zu neuem Leben erwacht und mit jedem Herbst vergeht. Die Pracht dieses vor dem Verlöschen

noch einmal hell aufflackernden Lebens breitete sich an den Hängen hin wie auf einem endlosen Band, das den Fluß begleitete, um sich schließlich in gleicher rührender Schönheit, mit der gleichen Fülle leuchtender und zartester Farben in jene fernen Regionen des Nordens zu verlieren, wo kein menschliches Auge je auf ihm ruhte.

Aber nun kam von Norden bald ein mächtiger kalter Wind, der einer endgültigen Verdammung, dem grausamen Ende einer letzten Gnadenfrist gleich, und gleich lagen die armen gelben, braunen und roten Blätter, die er gar zu hart anfaßte, auf dem Boden. Der Schnee deckte sie zu, und der einzige Schmuck der weißen Erde war wiederum das immer gleiche Grün der düsteren Nadelbäume, die triumphierten, wie von bitterer Weisheit erfüllte Frauen, die ihr Unrecht auf Schönheit für ein ewiges Leben hingegeben haben.

Im November brachen Esdras, Da'Bé und Edwige Légaré wieder auf, um den Winter über auf den Holzplätzen zu arbeiten. Vater Chapdelaine und Tit'Bé spannten Karl-Eugen vor den großen Holzschlitten und fuhrten eifrig den bereitliegenden Holzvorrat heim, der vor dem Hause von neuem aufgestapelt wurde. Als das geschehen war, griffen die beiden Männer zur großen Säge und sägten und sägten vom Morgen bis zum Abend; dann kamen die Äxte an die Reihe, die die Klöße je nach ihrer Größe zu spalten hatten. Endlich mußte das gespaltene Holz nur noch im Schuppen am Haus, wohlgeschützt vor den großen Schneefällen, in mächtigen Haufen aufgeschichtet werden. Da lagen beieinander das harzige Zypressenholz, das beim Brennen gleich hell auflodert und schnell wärmt, Tannenholz und Holz von Vogelkirschaum, das gleichmäßig brennt und ein beständiges Feuer gibt, und endlich Birkenholz mit seiner runden, kleinen, marmorartig blankpolierten Schnittfläche, das nur ganz langsam brennt, so daß man es nach einer langen Winternacht frühmorgens noch als rote Glut vorfindet.

Die Zeit des Holzaufschichtens ist auch die, wo man „einschlachtet“. Nach dem Schutz gegen die Kälte kam der Schutz gegen den Hunger. Im Pötkelfaß häuften sich die Speckseiten, an einem Balken im Schuppen baumelte die Hälfte einer schönen fetten jungen Kuh — die andere Hälfte war an Dorfbewohner in Honfleur verkauft — die die Kälte bis zum Frühling frisch halten sollte; Mehlsäcke wurden in Reih und Glied in einer Ecke des Hauses aufgestellt, und Tit'Bé



nahm eine Rolle Messingdraht und begann Schlingen zum Hasenfang herzustellen.

Eine gewisse Lässigkeit war auf das gehezte Leben des Sommers gefolgt, denn während der Sommer erschreckend kurz ist und alles darauf ankommt, von den kostbaren Wochen, in denen man Landarbeit machen kann, auch keine einzige Stunde zu verlieren, ist der Winter endlos lang und bietet nur allzubiel Zeit für das, was zu tun ist.

Das Haus wurde zum Mittelpunkt der Welt und war tatsächlich der einzige Fleck auf der Welt, wo man leben konnte, und mehr denn je war der große eiserne Ofen der Mittelpunkt des Hauses. Jeden Augenblick ging irgendein Familienglied an die Treppe, um ein paar Holzfloße zu holen, morgens Zypressenholz, am Tage Tannenholz und abends Birkenholz, und warf sie in das noch rotglühende Feuer. Schien die Wärme nachzulassen, mahnte Mutter Chapdelaine mit besorgter Stimme:

„Laßt mir nur das Feuer nicht ausgehen, Kinder!“

Und Maria, Tit'Bé oder Téléphore machte die kleine Ofentüre auf, warf einen Blick aufs Feuer und ging unverzüglich zum Holzhaufen.

Morgens sprang Tit'Bé lange vor Tag aus dem Bett, um nachzusehen, ob die großen Birkenstücke ihre Pflicht und Schuldigkeit getan und die ganze Nacht durch gebrannt hätten. War das Feuer unglücklicherweise ausgegangen, machte er es sogleich mit Birkenrinde und Zypressenzweigen wieder an, legte, sobald es hell aufloderte, ein paar dicke Klöße darauf und sprang mit großen Säßen in sein Bett zurück, um unter den braunen katalonischen Wolldecken vergraben zu warten, bis das Haus wieder behaglich durchwärmt war.

Der nahe Wald und selbst die dem Walde abgerungenen Felder draußen waren nur noch eine fremde feindliche Welt, die man neugierig durch die kleinen viereckigen Fenster betrachtete. Zuweilen war diese Welt von einer seltsamen, eisigen und gleichsam regungslosen Schönheit, wenn vom tiefblauen Himmel die Sonne strahlte und der Schnee in ihrem Lichte glitzerte und funkelte. Aber die gleichmäßige Reinheit des Blaus und des Weiß war gleichermaßen grausam und ließ die mörderische Kälte ahnen.

An andern Tagen wurde das Wetter milder; dann fiel dichter Schnee, der alles verbarg, sowohl den Boden, wie die Büsche, die er nach und

nach zudeckte, wie die dunkle Linie des Waldes, die hinter dem Vorhang dichter Flocken verschwand. Am nächsten Tag war der Himmel wieder klar, aber es wehte ein toller Nordwest. Er wirbelte den Schnee wie Staub auf und trieb ihn in Böen über die ausgebrannten Waldstrecken und die Lichtungen, wo er sich hinter jedem Hindernis, das den Wind abhielt, hoch auftürmte. Im Südosten des Hauses bildete er einen riesengroßen Zuckerhut, und zwischen Haus und Stall schräge, fünf Fuß hohe Wehen, denen man mit der Schaufel zu Leibe rücken mußte, um einen Weg frei zu machen. An der Seite dagegen, von der der Wind kam, war der Boden ganz schneefrei und blank gefegt von dem unaufhörlichen Darüberhinpusten.

An solchen Tagen gingen die Männer nur eben zum Viehfüttern hinaus und kamen im Lauffschrift zurück. Die feuchte Kälte der Schneekristalle, die in der Wärme des Hauses bald zerschmolzen, zog ihnen die Haut zusammen. Vater Chapdelaine riß die Eiszapfen ab, die sich an seinem Schnurrbart gebildet hatten, zog bedächtig seine mit Schafspelz gefütterte Mütze vom Kopf und ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung am Ofen nieder.

„Friert die Pumpe auch nicht ein?“ fragte er. „Ist noch genug Holz im Hause?“

Hatte er sich versichert, daß die schwache Festung mit Wasser, Holz und Lebensmitteln versehen war, gab er sich ganz dem Behagen des Winterabends hin und rauchte ungezählte Pfeifen, während die Frauen die Abendmahlzeit rüsteten. Infolge der Kälte knackten die Nägel in den Bretterwänden mit kleinen Knalltönen, die wie Flintenschüsse klangen, in dem vollgestopften Ofen krachten die Tannenscheite, und draußen pfiß und heulte der Wind wie eine das Haus umlagernde wilde Horde.

„Im Wald muß es jetzt böß sein,“ dachte Maria.

Und sie merkte, daß sie ganz laut gesprochen hatte.

„Im Wald ist's weniger böß als hier,“ antwortete ihr Vater. „Wo die Bäume ordentlich dicht stehen, merkt man den Wind nicht so. Du kannst mir glauben, Esdras und Da'Bé haben's nicht schlimm.“

„Nein?“

Aber es waren nicht Esdras und Da'Bé, an die sie zuerst gedacht hatte.



## IX

Seit es Winter war, hatte man bei Chapdelaines oft von den Festen gesprochen, und nun kamen sie wirklich heran.

„Ich denke oft bei mir, ob wir wohl Neujahrsbesuch bekommen,“ sagte Mutter Chapdelaine eines Tages.

Sie ließ alle Verwandten und Freunde, deren Kommen in Frage kam, aufmarschieren.

„Azalma Larouche wohnt ja gar nicht weit, aber sie ist zu faul. Die Saint-Primer werden die Reise nicht machen wollen. Aber vielleicht, daß Wilfried oder Ferdinand aus Saint-Gédéon kommen, wenn das Eis auf dem See schön ist...“

Ein Seufzer verrät, daß sie noch an den lebhaften Verkehr zur Zeit der Feste in den alten Kirchspielen dachte, an die Familienessen, an die unerwarteten Besuche von Verwandten, die im Schlitten aus einem andern Dorf herüberkommen, ganz vergraben unter Decken und Pelzen, und das Pferd vorm Schlitten über und über weiß bereift.

Maria dachte an etwas anderes.

„Wenn die Wege ebenso schlimm sind wie letztes Jahr, kann man nicht zur Mitternachtsmesse gehen. Und ich hätte es diesmal gar zu gern getan, und Vater hat es mir auch schon versprochen.“

Durch das kleine Fenster schaute sie zu dem grauen Himmel auf und betrübtete sich schon im voraus. „Zur Mitternachtsmesse gehen“, das ist der natürliche Ehrgeiz und der sehnliche Wunsch aller kanadischen Landleute, selbst derjenigen, die den Dörfern am fernsten wohnen. Alles, was sie dafür in Kauf nehmen müssen — die Kälte, die Nacht im Walde, die schlechten Wege und die großen Entfernungen —, erhöht nur die Feierlichkeit und das Geheimnisvolle des Gottesdienstes. Der Jahrestag der Geburt Jesu wird für sie zu mehr als einem bloßen Datum oder einem Ritus, wird ihnen zu einer neuen Erlösung, einem Grund zu tiefer innerer Freude, und die kleine Holzkirche ist erfüllt von einer schlichten heiligen Andacht und von geheimnisvollen Wundern durchweht. Mehr denn je wünschte Maria in diesem Jahr, nach so langen einsamen Wochen fern von Häusern und Kirchen, zur Messe zu gehen. Es war ihr, als hätte sie diesmal so manche Gunst zu erslehen, die ihr sicherlich gewährt werden würde, wenn sie vor dem Altar des Herrn unter den Klängen der heiligen Gesänge beten könnte.

Aber Mitte Dezember trat neuer heftiger Schneefall ein, der eine Fülle feinen trockenen Pulverschnees brachte, und drei Tage vor Weihnachten erhob sich der Nordwest und ließ die Wege verschwinden.

Raum hatte sich der Sturm ein wenig gelegt, spannte Vater Chapdelaine Karl-Eugen an den großen Schlitten, und er und Tit-Bé machten sich, mit Schippen bewaffnet, auf, um zu versuchen, den Weg frei zu machen oder einen neuen zu bahnen. Die beiden Männer kamen um Mittag ganz erschöpft und als weiße Schneemänner heim und sagten, man könne in den nächsten Tagen unmöglich durchkommen.

So mußte man sich darein ergeben. Maria seufzte und nahm sich vor, die göttliche Gunst auf andere Weise auf sich zu lenken.

„Ist es wahr, Mutter“, fragte sie gegen Abend, „daß man stets bekommt, um was man bittet, wenn man am Tage vor Weihnachten tausend Ave sagt?“

„Das ist wahr,“ antwortete Mutter Chapdelaine mit ernster Miene. „Daß einem Menschen, der eine große Bitte auf dem Herzen hat und der in aller Richtigkeit seine tausend Ave bis Mitternacht gesagt hat, die Bitte nicht erfüllt wird, das ist sehr selten.“

Am Tage vor Weihnachten war es kalt, aber windstill. Die beiden Männer gingen frühmorgens hinaus, um noch einmal, wenn auch ohne viel Hoffnung, zu versuchen, den Weg zu bahnen. Aber schon lange vor ihrem Aufbruch, ja lange vor Tage hatte Maria angefangen, ihre Ave herzusagen. Sie war sehr früh aufgewacht, hatte ihren Rosenkranz unter das Kopfkissen genommen und sich sofort daran gemacht, so schnell wie möglich ein Gebet nach dem andern herzusagen, wobei sie ohne jede Pause von den letzten Worten gleich wieder in den Anfang überging und jedesmal eine Perle am Rosenkranz zählend weiterschob.

Alle andern schliefen noch. „Hund“ allein hatte seinen Platz am Ofen verlassen, als er sah, daß sie sich bewegte, war an ihr Bett gekommen, hatte seinen Kopf auf die Bettdecke gelegt und saß still und feierlich vor ihr. Marias Blicke glitten über die lange weiße Schnauze auf der braunen Decke zu den feuchten Augen mit ihrem rührend treuen einfältigen Tierblick und weiter über die hängenden glatthaarigen Ohren, während ihre Lippen ununterbrochen die heiligen Worte murmelten: „Gegrüßet seist du, Maria, du bist voller Gnaden...“





„Madonna mit Kind“ (H. Holbein).

Bald darauf sprang Tit'Bé aus dem Bett, um Holz in den Ofen zu legen. Aus einer Art von Schamgefühl drehte Maria sich um und verbarg ihren Rosenkranz unter der Decke, ohne dabei ihr Beten zu unterbrechen. Das Feuer im Ofen prasselte. „Hund“ kehrte auf seinen gewohnten Platz zurück, und eine halbe Stunde lang regte sich nichts im Hause außer den Fingern Marias, die die Holzperlen zählten, und ihrem Munde, der mit der Beharrlichkeit einer emsig schaffenden Arbeiterin die Gebete sprach.

Dann hieß es aufstehen, denn der Tag brach an: Grüße und Pfannkuchen zubereiten, wäh-

rend die Männer in den Stall gingen, um das Vieh zu versorgen, sie bedienen, als sie zurückkamen, das Geschirr spülen und das Haus reinmachen. Während sie alle diese Arbeiten verrichtete, hörte sie nicht auf, das Mal ihrer Awe jeden Augenblick höher gen Himmel zu türmen; aber sie konnte dabei nicht mehr ihren Rosenkranz zur Hilfe nehmen, und es wurde ihr schwer, ganz genau zu zählen. Am späteren Vormittag konnte sie sich jedoch ans Fenster setzen, da keine dringende Arbeit mehr vorlag, und ihre Aufgabe systematischer fortsetzen.

Mittag! Schon dreihundert Awe! Ihre Besorg-



nis schwand, denn es war ihr jetzt so gut wie sicher, daß sie zur Zeit fertig werden würde. Es kam ihr in den Sinn, daß Fasten ihr ein weiteres Recht auf göttliche Milde geben und ihr Hoffen in sichere Erwartung verwandeln könnte. Sie aß also wenig und enthielt sich der Speisen, die sie am liebsten hatte.

Nachmittags mußte sie an der Wolljacke arbeiten, die sie ihrem Vater als Neujahrsgabe zugedacht hatte, und obwohl sie fortfuhr, unaufhörlich ihr eines Gebet zu murmeln, schienen die Tätigkeit ihrer Finger sie doch ein wenig zu zerstreuen und aufzuhalten. Dann kamen die langen Vorbereitungen zum Abendessen, und endlich kam auch noch Tit'Bé mit der Bitte, seine Fausthandschuhe auszubessern, und in all der Zeit ging es mit den Aves nur langsam, ruckweise vorwärts wie bei einer Prozession, die von rucklosen Hindernissen aufgehalten wird.

Aber als es Abend war, alle Tagesarbeit hinter ihr lag und sie wieder an ihren Fensterplatz zurückkehren und dort, fern von dem schwachen Lampenlicht, im stillen Dunkel sitzen und den Blick über die in eisigem Weiß schimmernden Felder gleiten lassen konnte, da holte sie ihren Rosenkranz wieder hervor und stürzte sich mit heiligem Eifer von neuem in ihr Gebet. Sie war glücklich, daß noch so viele Aves vor ihr lagen, denn die Schwierigkeit und Mühseligkeit erhöhten in ihren Augen nur den Wert ihres Vorhabens, und sie wünschte sogar, sich noch mehr demütigen und ihrem Gebet noch mehr Wucht verleihen zu können durch eine unbequeme oder schmerzende Stellung beim Sitzen oder durch irgendeine andere Kasteiung.

Vater Chapdelaine und Tit'Bé rauchten, die Füße gegen den Ofen gestemmt. Mutter Chapdelaine nähte neue Schnürbänder an alte Mokassins aus echtem Wildleder. Draußen ging der Mond auf und badete in seinem kalten Licht die kalte weiße Erde. Der Himmel war von wunderbarer Reinheit und Tiefe und besät mit Sternen, die alle jenem Wunderstern von einst glichen.

„Du bist gebenedeit unter den Weibern...“

Durch das schnelle Wiederholen des kurzen Gebetes wurde sie schließlich ganz betäubt und hielt ein paarmal verwirrt inne, weil sie die so wohlbekannten Worte nicht mehr finden konnte. Das dauerte aber nur einen Augenblick: sie schloß die Augen, seufzte, und der Satz, der sogleich aus ihrem Gedächtnis auftauchte, trat aus dem gedankenlos Hergesagten heraus und deutlich

vor sie hin, so daß es ihr wieder mit seinem genauen feierlichen Sinn klar wurde:

„Du bist gebenedeit unter den Weibern...“

Ihre Lippen erlahmten auf die Dauer und sie sprach die heiligen Worte nur noch langsam und mit Anstrengung. Aber die Perlen des Rosenkranzes glitten weiter unaufhörlich durch ihre Finger, und bei jedem Weitergleiten schwang sich ein Ave als Opfer zum Himmel auf, wo Maria voller Gnaden sich sicherlich vorneigte auf ihrem Thron und der Musik der Gebete lauschte, die zu ihr emporstiegen, und dabei der seligen Nacht gedachte.

„Der Herr ist mit dir...“

Die Pfähle der Umzäunungen standen wie schwarze Striche auf dem von bleichem Licht übergossenen weißen Boden. Die Stämme der Birken, die sich von dem dunkeln Saum des Waldes abhoben, schienen die Skelette lebender Geschöpfe zu sein, die von der Kälte der Erde durchdrungen und getötet worden waren. Aber die eisige Nacht war mehr feierlich als schrecklich.

„So wie die Wege sind, werden wir nicht die einzigen sein, die heute Abend zu Hause bleiben müssen,“ sagte Mutter Chapdelaine. „Und doch gibt es nichts Schöneres als die Mitternachtsmesse in Saint-Coeur-de-Marie, mit Yvonne Boilly am Harmonium und Pacifique Simard, der das Latein so wunderschön singt!“

Sie war ängstlich darauf bedacht, in einer solchen Nacht nichts zu sagen, das einer Klage oder einem Vorwurf gleichen könnte, aber trotzdem klang aus ihren Worten und ihrer Stimme Trauer über ihre Einsamkeit und ihr Fernsein von der Kirche.

Ihr Mann erriet ihre Betrübnis und begann, ergriffen von der weisevollen Stimmung des heiligen Abends, sich selbst anzuklagen.

„Das ist sicher, Laura, daß du ein glücklicheres Leben gehabt hättest mit einem andern Mann als mir, der auf einem schönen Stück Land nahe bei den Dörfern geblieben wäre.“

„Nein, Samuel; der liebe Gott macht alles gut und recht so, wie er's macht. Ich jammere ein wenig, gewiß, aber wer tut das nicht? Und doch sind wir alle beide nie wirklich unglücklich gewesen. Wir haben gelebt, ohne allzuviel leiden zu müssen. Die Söhne sind gut geraten und tüchtig und bringen uns sozusagen alles, was sie verdienen, und Maria ist uns auch eine gute Tochter...“

Sie wurden beide gerührt, wie sie erst die Vergangenheit an sich vorbeiziehen ließen und



dann an die Kerzen dachten, die schon brannten und an die Gefänge, die bald erschallen würden, und wie man überall die Geburt des Heilandes feierte. Ihr Leben war stets einfach und einheitlich gewesen: die notwendige schwere Arbeit, gutes Einvernehmen zwischen den Gatten, Unterwerfung unter die Gesetze der Natur und der Kirche waren seine Grundpfeiler. Alles, die religiösen Gebräuche und die Einzelheiten des täglichen Lebens hatten sich, eng miteinander verflochten, zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt, und sie hätten das Gefühl religiöser Erhebung, das sie erfüllte, nicht von der zärtlichen Liebe, die sie unausgesprochen für einander empfanden, trennen können.

Die kleine Alma-Rose hörte, daß man Lob austeilte, und kam, um sich auch ihr Teil zu holen.

„Ich bin doch auch brav gewesen, nicht wahr, Vater?“

„Natürlich — natürlich. Das wäre auch eine schreckliche Sünde, an dem Tage böß zu sein, an dem der kleine Jesus geboren ist.“

Für die Kinder war Jesus von Nazareth immer „der kleine Jesus“, das Knäblein mit dem lockigen Haar von den frommen Bildern. Und der war es, der in Wahrheit auch den Eltern bei seinem Namen am häufigsten vorschwebte. Nicht der leidende und tiefe Christus des Protestantismus, sondern ein vertrauterer und weniger großer, ein neugeborenes Knäblein in den Armen seiner Mutter, oder wenigstens ein sehr kleines Kind, das man ohne große geistige Anstrengung lieben konnte, und sogar ohne an seinen späteren Opfertod zu denken.

„Hast du Lust, gewiegt zu werden?“

„Ja.“

Er nahm das kleine Mädchen auf seine Knie und fing an, es sachte hin und her zu schaukeln.

„Und wollen wir nicht auch singen?“

„Ja.“

„Das ist recht; sing du mit mir:

Im armen dunkeln Stalle  
Wie lieblich liegt das Jesulein.  
Wie lieben wir ihn alle,  
Da Mensch er ward für uns allein.“

Er hatte anfangs nur mit halber Stimme gesungen, um die andere seine Stimme nicht zudecken; aber bald riß die heilige Begeisterung ihn hin und er sang mit voller Kraft, die Augen in die Ferne gerichtet. Télesphore setzte sich neben ihn und sah ihn bewundernd an. Für diese Kinder, die in dem einsamen Haus ohne andere Ge-

fährten als ihre Eltern aufgewachsen waren, verkörperte Samuel Chapdelaine alle Weisheit und alle Macht der Welt, und da er immer sanft und geduldig mit ihnen war, stets bereit, sie aufs Knie zu nehmen und ihnen die Kirchenlieder oder unzähligen naiven Kinderlieder von früher vorzusingen, die er ihnen eins nach dem andern beibrachte, so liebten sie ihn ganz besonders zärtlich.

„Der Könige Paläste,  
So schön sie mögen sein,  
Sie bergen nicht das Beste —  
Im Stall liegt's Jesulein!“

„Noch eins weiter? das ist recht.“

Diesmal sangen auch Mutter Chapdelaine und Tit'Bé mit. Maria konnte es nicht lassen, ihr Beten einen Augenblick zu unterbrechen, um hinzusehen und zuzuhören; aber die Worte des Liedes verdoppelten nur ihren Eifer, und sie widmete sich ihrer Aufgabe bald wieder mit noch innigerer Zuversicht. „Gegrüßt seist du, Maria, du bist voller Gnaden...“

„Und jetzt? Noch ein anderes Lied — welches?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, stimmte er an:

„Drei große Schiffe kommen gefahren,  
Sie bringen uns Hafer, sie bringen uns Korn.  
Wer will auf dem Meere spazieren fahren,  
Wer spielt mit mir auf der Insel da vorn?“

„Nein, das nicht? Klare Quelle?“

„O ja, das ist schön, das wollen wir alle zusammen singen.“

Er warf einen Blick zu Maria hinüber, aber als er den Rosenkranz sah, der unaufhörlich zwischen ihren Fingern hinglitt, unterbrach er sie nicht.

„An einer klaren Quelle  
Lustwandelte ich heut,  
Ihr Wasser war so helle,  
Ein Bad mein Herz erfreut...  
Ich liebe dich schon lange Zeit,  
Vergeß dich nicht in Ewigkeit...“

Die Weise und die Worte des Liedes sind gleich rührend, und der Reim von einer naiven Traurigkeit, die nicht nur kindlichen Gemütern zu Herzen geht.

„Versteckt in der Shringe  
Im schlichten grauen Kleid,  
Sing, Nachtigall, o singe,  
Dein Herz weiß nichts von Leid...  
Ich liebe dich schon lange Zeit,  
Vergeß dich nicht in Ewigkeit...“

Die Perlen des Rosenkranzes glitten nicht mehr durch Marias Finger, die jetzt ausgestreckt in ihrem Schoße ruhten. Sie sang nicht mit,



aber sie hörte zu, und die schwermütige Liebesklage legte sich sanft und lind auf ihr Herz, das des Betens ein wenig müde war.

„... Du hast das Herz voll Lachen,  
Nach Weinen steht mein Sinn,  
Ich hab' mein' Schatz verloren,  
Darob ich traurig bin,  
Weil ich ihr statt der Rosen  
Warf harte Worte hin...  
Ich liebe dich schon lange Zeit,  
Vergeß dich nicht in Ewigkeit...“

Maria blickte durchs Fenster zu den weißen Feldern hinüber, die der ernste Wald umrahmte. Ihre religiöse Unbrunst, das Wachsen ihrer jungen Liebe, der rührende Klang der vertrauten Stimmen — das alles vermischte sich in ihrem Herzen zu einem einzigen starken Gefühl.

An diesem Abend war die Welt in Wahrheit voller Liebe, voll irdischer und himmlischer Liebe, die, beide gleich schlicht und gleich stark, auch beide als etwas Natürliches und Notwendiges angesehen wurden. Sie hingen aufs engste zusammen, derart, daß die Gebete, die die göttliche Gunst auf geliebte Wesen herabriefen, eigentlich nur das Mittel waren, die Liebe zu ihren Mitmenschen zu bekunden, und daß die naiven Liebesklagen mit ernster, feierlicher Stimme und einer heiligen Unbrunst gesungen wurden, als gelte es die Anrufung himmlischer Wesen.

„Ach, daß die Rose wäre  
Noch an dem Rosenstrauch, —  
Versänk er dann im Meere,  
Versänk die Rose auch.  
Ich liebe dich schon lange Zeit,  
Vergeß dich nicht in Ewigkeit...“

„Gegrüßt seist du, Maria, du bist voller Gnaden.“

Als das Lied zu Ende war, hatte Maria wie von selbst ihr Beten mit erneuter Unbrunst wieder aufgenommen, und abermals reihte sich Awe an Awe.

Die kleine Alma-Rose, die auf den Knien ihres Vaters eingeschlafen war, wurde ausgezogen und in ihr Bett getragen; Telesphore folgte ihr. Bald stand auch Tit-Bé auf, reckte gähnend die Arme und füllte dann den Ofen mit grünem Birkenholz. Vater Chapdelaine wanderte ein letztes Mal zum Stall hinaus, kam laufend zurück und sagte, die Kälte sei noch im Zunehmen. Bald lagen alle im Bett außer Maria.

„Du vergißt nicht die Lampe auszulöschen?“

„Nein, Vater.“

Sie löschte sie sogleich aus, da sie lieber im Dunkeln saß, kehrte auf ihren Fensterplatz zurück und sagte ihre letzten Awe. Als sie geendet hatte, kamen ihr Bedenken, und sie hatte Angst, sie möchte sich vielleicht in der Zahl geirrt haben, weil sie nicht immer an den Perlen des Rosenkranzes hatte abzählen können. Aus Vorsicht sagte sie darum noch weitere fünfzig und hielt dann inne, völlig erschöpft und müde, aber glücklich und voller Vertrauen, als hätte sie soeben ein feierliches Versprechen erhalten.

Draußen war die Welt in Licht gebadet und erstrahlte in jener kalten Pracht, die sich in klaren Mondscheinnächten über eine Schneelandschaft ausbreitet. Drinnen im Hause war es dunkel, und nun schienen es Feld und Wald zu sein, die ihre Kerzen für die heilige Stunde rüsteten.

„Die tausend Awe sind gesagt“, dachte Maria, „aber ich habe noch keine Gunst erbeten — nicht in Worten.“

Es war ihr gewesen, als sei das vielleicht nicht nötig, als verstünde die Gottheit sie auch ohne einen eigens ausgesprochenen Wunsch, vor allem Maria, die selbst auf Erden Weib gewesen. Aber im letzten Augenblick kamen ihrem kindlichen Herzen Bedenken, und sie versuchte in Worten auszudrücken, um was sie bitten wollte.

François Paradis — sicherlich galt ihm ihr Wünschen. Ob ihr es errietet, Maria voller Gnaden? — Und was konnte sie von ihren Wünschen ohne Entweihung aussprechen? Daß er's nicht zu schwer hat im Walde — daß er sein Versprechen hält und nicht mehr flucht und trinkt — daß er im Frühjahr wiederkommt...

Daß er im Frühling wiederkommt... dabei hält sie inne, denn sie meint, wenn er erst wieder da ist und sein Versprechen gehalten hat, dann können sie, was noch an ihrem Glück fehlt, fast allein hinzutun — fast allein, wenn es kein Frevel ist, das zu meinen...

Daß er im Frühling wiederkommt... Wie Maria an seine Rückkehr denkt, an ihn und sein schönes, sonnverbranntes Gesicht, das sich zu ihr neigen wird, da vergißt sie alles andre und blickt lange, ohne zu wissen, was sie sieht, hinaus auf die schneebedeckte Erde, die jetzt im Mondschein einer großen wunderbaren Schale aus Perlmutter oder Elfenbein gleicht, und auf die schwarzen Zäune und den nahen Saum der finsternen Wälder.

(Fortsetzung folgt.)